

Der Bund der zehntausend Hoffnungen.

Aus den Erinnerungen eines anglo-chinesischen Geheimpolitikers.

Schon mehrmals war ich von der Regierung in Peking mit geheimen politischen Missionen betraut worden. Ich bin von Geburt Engländer, war aber schon als Kind nach China gekommen und sprach das Chinesische wie ein Eingeborener.

Eines Tages empfing ich eine wichtige Botschaft vom Ministerium. Man teilte mir mit, daß Seine Kaiserliche Majestät, der Sohn des Himmels, meiner Dienste bedürfte. Demütig, wie es einem Sterblichen, den die Götter ehren, geziemt, lauschte ich in der Audienz den Worten des ersten Ministers. „Wir haben erfahren“, sagte er, „daß in Nanking eine geheime Gesellschaft besteht, die sich der Bund der zehntausend Hoffnungen nennt. Das wissen wir, aber weiter konnten wir nichts herausbekommen. Der Gouverneur von Nanking meint zwar, daß seine Feinde die Angelegenheit stark übertrieben hätten. Aber wie ich aus anderer Quelle höre, ist die geheime Gesellschaft ziemlich gefährlich. Sind Sie nun bereit, die Zwecke und Ziele des Bundes zu erforschen?“

„Gern.“
„Sie begeben sich unverzüglich nach Nanking und sprechen bei dem Gouverneur Chung-Ki vor. Sie werden ihm diesen Brief überreichen und dann herauszufinden suchen, in welcher Weise Sie am wirksamsten zusammenarbeiten.“

Ich war entlassen.
Nun begann ich zu überlegen. Ich mußte, daß die Provinz mit geheimen Gesellschaften übersät war. Die Mehrzahl strebte darnach, die Mandchudynastie zu stürzen.

Nach zwei Stunden hatte ich Peking bereits verlassen, befand mich auf dem Wege nach Tientsin, wo ich einen Dampfer nach Shanghai bestieg. Als Chinese betrachtete ich das Schiff, als Engländer verließ ich es. Es war mir leicht, als ein Chinese zu gelten. Der Schnitt meines Gesichtes ist etwas orientalisches. Ich besitze nicht allein dunkle Augen, sondern sogar hervorspringende Backenknochen. Ohne diese Eigenschaften wäre meine Nationalität schwerlich zu verbergen gewesen. Selbst das Haar ließ ich nach chinesischem Manier wachsen. Als Europäer trug ich eine Perrücke.

In Nanking besuchte ich folgende den Gouverneur Chung-Ki. Er war ein Mann von mittlerer Größe, sehr mager und hatte ein Gesicht, von dem man die Verschmittheit ablesen konnte. Dem Manne entging sicher nicht das Geringste meiner Kleidung, noch meines Gesichtes oder meines Auftretens.

„Ich habe es nicht erwartet, Sie wie einen Europäer geteilt zu sehen,“ begann er, meine Person mustern.
„Ich leide mich gewöhnlich, wie man es am wenigsten erwartet,“ war meine Antwort.

„Verzeihen, mein Herr,“ fuhr er fort. „Sie sprechen zwar äußerlich fließend chinesisch, haben aber dennoch einen fremden Accent.“
„Diese Bemerkung wird mir heute zum ersten Male gemacht, Excellenz!“
„Seltsam,“ murmelte er.
Ich hatte nämlich einen etwas fremden Accent beim Sprechen aus ganz bestimmten Gründen angenommen.

„Wahrscheinlich ist Euere Excellenz Intelligenz größer als die anderer Leute,“ sagte ich höflich.
Er lächelte kühl.
„In dem Brief hier,“ sagte er, „werde ich ersucht, Alles, was ich über den Bund der zehntausend Hoffnungen in Erfahrung gebracht habe, Ihnen mitzuteilen.“

„Nach den Meldungen, die Sie gemacht haben,“ bemerkte ich, „wissen Sie wenig zu berichten. Excellenz müssen jedoch nicht glauben, daß wir annehmen, Sie wüßten nicht genau, was um Sie her vorgeht. Hat die Gesellschaft politische Zwecke?“
„Unbedingt.“
„Hatten Sie den Bund nicht für gefährlich?“

„Rein. Gar nicht. Es sind nur einige Aulis, die sich von Geistern inspiriert glauben.“
Ich konnte nichts Vernünftiges über den Bund aus dem Gouverneur herausbringen und ging. Nach meiner Gewohnheit, auf der Straße Alles, was um mich vorging, zu beobachten, bemerkte ich plötzlich, daß auch ich beobachtet wurde. Ich sah einen Kuli in einer grauen Blause. Er schien in großer Eile zu sein und etwas Wichtiges vorzubringen. Als er ungefähr dreißig Meter von mir entfernt war, blieb er stehen, suchte etwas unter seiner Blause, und da er nichts fand, ging er über den Damm und verschwand in einer Gasse. Ich wandte mich um und ersahste mit dem Blick einen anderen Kuli in einer grauen Blause, der in ein Haus schlüpfte.

„Zieht wurde die Sache interessant, was sollte die Verfolgung bedeuten?“
Nachdem ich etwa zwei Stunden, immer gefolgt von einem Kuli, umhergelaufen war, suchte ich das Wirtshaus auf, wo ich ein Zimmer genommen hatte. Als ich eintreten wollte, sah ich den ersten Brauhausbesitzer am Eingang der Straße gehen. Ich hatte dem Gouverneur meine Adresse nicht angegeben, folglich war mir der Kuli nur auf seinen Befehl nachgegangen.

Auf einem schmalen Gang, zu dem eine schmale Treppe führte, lag mein Zimmer. Ich zündete mir eine Pfeife an und begann, mir die Situation klar zu machen. Dabei blühte ich zum Fenster hinaus auf schmutzige Hinterhöfe und schräge Dächer. An eine Klucht war nicht zu denken.

Ich holte aus dem Koffer mein chinesisches Gewand, und dank dem orientalischen Schnitt meines Gesichtes hatte ich mich unmerklich in einen Chinesen verwandelt. Um die Täuschung vollständig zu machen, setzte ich eine große Hornbrille auf und ging nun hinunter in das Gastzimmer. Drei oder vier Leute tranken Thee und plauderten. Ich ließ mir gleichfalls eine Tasse Thee bringen und setzte mich nieder.

„Sie haben einen Fremden hier?“ fragte ich den Wirth.
„Ja, Excellenz.“
„Was wissen Sie von ihm?“
„Nichts, Excellenz. Euere Excellenz ist wohl auch hinter ihm her?“
„Auch? Was soll das heißen?“
„Möchten Euere Excellenz nicht lieber da draußen Ihre Freunde darum befragen?“

Fünf Minuten lang sah ich ganz still, schlürfte meinen Thee und wagte nicht aufzuschauen. Meine Gedanken arbeiteten blühartig. Dann stand ich auf und ging langsam, verfolgt von sechs Augen, hinaus auf die Straße und schlug die Richtung ein, wo ich zuletzt den großen Kuli gesehen hatte. Wirklich stand er noch an derselben Ecke, vor demselben Hause. Ich ging an ihm vorbei, nahm den Ausdruck eines grübelnden Philosophen an und guckte verstoßen dann und wann über die Schulter. Plötzlich sah ich ihn nicht mehr, er war fort. Noch wanderte ich eine Zeitlang, bis es dunkel ward, dann kehrte ich zu meinem Gehäus zurück, um meinen Koffer zu holen, und folgte mein Quartier zu wechseln.

In dem Gastzimmer sahen nur zwei Leute, als ich eintrat. Der eine Mann schlief friedlich in einer Ecke. Der andere, ein alter mit einem Bad auf dem Rücken, schien ein Hausierer zu sein. Auch er weckte scheinbar in dem Lande der Träume. Ich nahm Platz und bestellte zunächst etwas zu essen.

Raum hatte ich den letzten Bissen meines Mahles hinuntergeschluckt, so begann sich der Hausierer zu regen; dann fragte er mich, welche Zeit es wäre. Ich antwortete, und nun wurde der Alte bestürzt. Er sei Hausierer und handele mit allerlei Dingen. Da ich ihm nichts abtaufen wollte, sprach er von einem ganz geheimnißvollen Armband aus Jet mit Goldverzierung, das einzig in seiner Art wäre, das ich sehen müßte, aber welches er nicht wagte, öffentlich zu zeigen.

Ich forderte ihn auf, mich in ein Nebenzimmer zu begleiten. Als wir Beide allein in der Stube waren, packte er zitternd seine Waaren aus. Plötzlich griff er mit der Hand unter die Blouse, zog ein Messer heraus und, ohne ein Wort zu sprechen, ging er auf mich los. Ich aber packte ihn mit größter Geschwindigkeit beim Handgelenk, und klirrend fiel das Messer zu Boden.

Mit einem Satz sprang er zur Thür. Aber ich erfaßte ihn beim Jopf. Da hielt ich eine Perrücke in den Händen, und nun sah ich, daß es ein junger Mann war, mit dem ich es zu thun hatte. Im nächsten Augenblick rangen wir miteinander.

Mit einer schnellen Bewegung griff ich ihn von hinten an, und laufend flog er mit dem Kopf gegen die Thür mit solcher Gewalt, daß er sofort niedersiel und regungslos liegen blieb. Nun kam mir ein kühner Einfall. Ich entleerte den Stuhl und schleifte ihn unter das Bett. Dann schlüpfte ich in mein Zimmer, legte sein Gewand, seine Perrücke an, stand bald ganz wie er als Hausierer gekleidet da und ging hinaus auf die Straße. Da drängte sich in der Dunkelheit eine Gestalt dicht an mich heran.

„Nun?“ flüsterte mein Begleiter.
„Es ist Alles gut,“ antwortete ich, und ahmte die Stimme des Hausierers nach.
„Schläft er?“
„Fest.“
„Gut. Komme mit uns. Du hast Deine Probe bestanden. So sterben alle Feinde der guten Sache.“

Wir gelangten in eine Straße, die den Namen der Lohn der Guten trug. Vor einer Thüre blieben wir stehen. Mein Begleiter trugte an die Thüre, eine Spalte öffnete sich, und eine Stimme fragte nach unserem Begehren.
„Des Drachens Blut,“ sagte mein Führer. „Einlaß zu den zehntausend Hoffnungen.“

Nach vielen Umständlichkeiten kamen wir in ein langes, niedriges Gemach. Bierundwanzig schlüpfende Männer sahen an den Wänden entlang.
In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch. Darauf brannte eine Lampe mit einem grünen Schirm. Meine Augen gingen rastlos hin und her.

Plötzlich kam Bewegung in die Gesellschaft. Ein Mann mit einer weißen Maske trat ein. Stumm verbeugte sich Alle. Der weiße Mann erwiderte erst den Gruß. Dann nahm er seinen Präsidenten-Platz ein.
„Sind wir Alle hier?“
„Ja, Bruder Präsident.“
„Sohn noch hier?“
„Roch Einer.“
„Was will er?“
„Er hat etwas zu erzählen.“
„Ist er ein Fremder?“

„Ja, ein Fremder, Bruder Präsident.“
Der Präsident sah mich scharf an. „So wollen wir seine Geschichte hören, bevor wir zu wichtigen Geschäften übergehen.“
Ich trat einige Schritte vor, sah der weißen Maske ins Gesicht.

„Lange lebe der Bund der zehntausend Hoffnungen,“ sagte ich.
„Ein frommer Wunsch, mein Sohn. Die Götter fördern unser Unternehmen. Die Tage der Usurpatoren sind gezählt. Starb diese Kreatur, die weder Engländer noch Chinese war? Wie starb er?“
„Wie Alle, verzweifelt kämpfend, Excellenz.“
„Excellenz!“ wiederholte er. „Du brauchst ein seltsames Wort, Du gehörst nicht zu uns!“

„Euere würdige Haltung, Bruder Präsident, gab mir dieses Wort ein.“
Schweigen trat ein. Das war wohl die verhängnisvollste Situation, in der ich mich je im Leben befunden hatte.

„Wer brachte diesen Mann hierher?“
„Ich,“ sagte mein Führer.
„Was weißt Du von ihm?“
„Er hat uns oft und treu gedient. Ihm ward die Ehre zu Theil, den Bund der zehntausend Hoffnungen von dem gefährlichsten Feind zu befreien.“

„Kannst Du für ihn bürgen?“
„Ja, Bruder Präsident. Als Hausierer verkleidet ging er in das Wirtshaus, wo der Engländer in chinesischem Tracht wohnte.“
„Wie heißt Du?“ wandte sich die weiße Maske an mich.
„Ich ist nicht gegen die Regel des Bundes, die Privatnamen zu besprechen?“

„Wenn die Nothwendigkeit es erfordert, so sind die Regeln ungalta.“
Ich war stark vor Eröden. Da fiel mir ein, daß der Hausierer mit seinem Namen genannt hatte.
„Ich bin Kung-ki, der Sohn von Ki, des ehrenwerthen Sargüschlers von China.“

Der Präsident sah meinen Führer an.
Dieser nickte.
„Wo wohnt Du?“
Wiederum erschrak ich. Aber schnell antwortete ich: „In der Straße des Zweifelhafigen Drachens.“

„Nein, Bruder Präsident,“ rief mein Führer. „Er wohnt mit Weib und Kind in der Straße zum Großen Tempel. Diese Perrücke und dieser Bart ist nur ein Theil der Verkleidung, die er annahm.“
„Der Spion ist in unserer Mitte,“ schrie es um mich her. Alle sprangen von ihren Sitzen auf, und ein Dutzend blanker Messer wurden auf mich gerichtet. Da ergriff ich die Lampe und warf sie auf meine Feinde.

Dunkelheit füllte sofort das Gemach. Ich hatte mir genau die Thüre gemerkt, zu welcher der Präsident heringekommen war. Dabin tastete ich mich und rief:
„Feuer, Feuer!“
Nun ward das Gedränge und die Aufregung groß. Von einem Menschendauel getragen, gelangte ich auf einen Hof. Da hörte ich die Stimme des Präsidenten:
„Laßt Niemand hinaus!“

Ich sah den Mann mit der weißen Maske neben dem Förner an einem Thore stehen. Schnell verlegte ich diesem einen Schlag unter das Kinn. Er taumelte, stürzte zu Boden und ich brach durch die Thüre und gewann das Freie.

Man verfolgte mich. Ich lief in das Telegraphen-Bureau und setzte nachstehende Depesche nach Peking auf:
„Der Bund der zehntausend Hoffnungen tagt in der Straße von dem Lohn der Guten. Sein Präsident ist der Gouverneur Chung-Ki.“

Ein Einfall.
A: „Wie geht's denn unserem Freund Schnadelberg?“
B: „Ach, der Herrsche, der sich immer so viel auf sein kaufmännisches Spetulations-talent zu gute that, ist mit einer Heirat gründlich hineingefallen. Freizt dieser Mensch vor der öffentlichen Verlobung den Vater seiner Braut ganz ungeniert, wie viel Mille dieser feiner Tochter mitgeben könne.“
„Hünfundwanzig,“ spricht der Schnadelberg, der auf so viel gar nicht gerechnet hatte, war natürlich hocherfreut und ein Vierteljahr später schon glücklicher Gemann. Am Hochzeitabend schlängelt er sich an den in einer Festschmiede der Verdauung obliegenden Schwiegervater heran und spricht: „Du nimmst es mir hoffentlich nicht übel, wenn ich vorantritt der Hochzeitsreise die Mitgiftangelegenheit noch geregelt sehen möchte. Wann kann ich wohl die bewußten 25 Mille in Empfang nehmen?“
„Oh,“ spricht der Schwiegerpapa, „die kannst Du morgen schon haben. Welche Sorten wünschst Du denn: Regalia, Colorado, Divinis, oder Perfectos?“
„Gaarren?“ höhnt der treiblich gewordene Schnadelberg. „Na ja,“ spricht der Schwiegervater, „was denn sonst? Du weißt doch, daß ich Inhaber eines Cigarrenengros-Geschäfts bin.“ Aus der Hochzeitsreise ist unter solchen Umständen dann überhaupt nichts geworden und der Schnadelberg läuft heute noch ganz geknickt herum. Wenn er wenigstens von den Cigarren einen Genuß hätte, aber er ist ja, wie Du weißt, zum Unglück auch noch Nichtraucher!“

Die Peter Schwämmel unter die Haube kam.

Humoreste von M. Wundtke.

Weshalb Herr Schwämmel bis vor Kurzem sitzen geblieben war? Um, sitzen geblieben ist eigentlich nicht das richtige Wort für seinen Zustand. Man denkt so leicht an Mauerblümchen und ähnliche von der Natur stiefmütterlich behandelte Gewächse. O mein, Peter Schwämmel war sogar jetzt noch eine durchaus annehmbare Partie und besaß alle Grundbedingungen zu einem vorzüglichen Ehemann; er hatte ein rundes, freundliches Gesicht nebst stattlicher Figur; er besaß ferner ein gutes Einkommen und lebte solid von seiner kleinen Rente ohne Extravaganzen. Leberdies gehörte er zu den Naturen, die als Objekt für weibliche Fürsorge wie geschaffen scheinen, lauter Dinge, die Herrn Schwämmels Zölibat nahezu unmerklich machten. Das ganze Unglück lag lediglich daran, daß er sich in der Zeit gerirt hatte und um fünfzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen war. Man ist eben noch nicht ganz so weit, daß eine ehr- und sitzame Jungfrau oder Wittve vor den Mann ihrer Wahl hintritt und um seine Hand anfählt.

Wenn eine ihm sympathische Vertreterin des schönen Geschlechts dies gethan hätte... Herr Schwämmel würde ganz gewiß nicht nein gesagt haben und die Geschichte wäre in Ordnung gewesen. Aber keine der vorerwähnten ehrfamen Damen that es, und Peter Schwämmel blieb daher unbeweiht. Er war eben dem jarten Geschlechte gegenüber ein bißchen schüchtern. Und nun gar einem Frauenzimmer von Liebe und Heirathen sprechen — ach, seine zehn Pferde hätten ihn dazu gebracht, und trotzdem dachte er sich das Verweirtheitssein so wunderbar.

In der letzten Zeit war nun mit Herrn Peter Schwämmel eine ganz bedeutliche Wandlung vorgegangen. Es kam dadurch, daß, anfangs nur hin und wieder, später aber immer dreister, ein schlimmes Gespenst seine Junggesellenbude heimsuchte. Dieses Gespenst machte sich schließlich so breit und starkte ihn so unheimlich auf allen Winkeln entlang, daß er seine Wirtshausheute suchte und dort viele Stunden verbrachte. Das Gespenst, das sich bei ihm eingenistet hatte, war das der Langeweile.

Und je älter Herr Schwämmel wurde, desto fühlbarer ward ihm die häusliche Leere. Somit war es nicht zu vermeiden, daß er seine Anwesenheit zu Hause auf das allernothwendigste Maß beschränkte.

Mit tiefer Betrübnis beobachtete seine Zimmerwirthin, Frau Charlotte Honig, die zunehmende Entartung ihres Miethers.

Derselbe theilte nämlich schon seit einer Reihe von Jahren ihre Wohnung und ihre Hirtwege. Und da sollte sie sich nicht betrüben, wenn sie ihren Miether auf offenbar abschließlichen Wegen sah? Was konnte sie dafür, daß ihr Herz so lebhaft an allem theilnahm, was Herr Peter that oder unterließ? Gott, wenn man jahrelang so dicht bei einander wohnt, wenn man eine Wittve in den besten Jahren ist und das Sorgenkind bisher ein so ordentlicher, braver, netter, alleinstehender Herr war... da macht sich so ein bißchen Theilnahme ganz von selbst.

Lange trug sich Frau Lotte mit der Absicht, ihn einmal in's Gewissen zu reden. Sie selbst fühlte sich auch einsam und wurde doch nicht unzufrieden. Und dann... sie wollte ja gar nicht davon sprechen, wie sehr er sich selber damit schadete; aber es gab vielleicht doch noch eine Menschenseele, der er tiefen Kummer bereitete und die sich um ihn härmte.

Herr Peter Schwämmel merkte aber von all dem nichts. Seine ganze Seele war momentan erfüllt von einer großen, begeisterten Liebe zu... Lotte!
Mit dieser Lotte war aber beileibe nicht die ehrbare Zimmerwirthin, welche zwar zufällig auch Charlotte hieß — sondern eine hübsche, prächtige, zottige Mecklenburgerhündin, die er in der Stammkneipe kennen gelernt hatte. Sie gehörte einem Bekannten, der das Thier zu verkaufen wünschte. Schwämmel schwärmte für den Hund und hätte ihn gar zu gern besessen. Er war so klug, verstand fast jedes Wort, und man konnte sich ordentlich mit ihm unterhalten, was man bekanntlich nicht mit jedem Stammgast kann, da die meisten sehr rechthaberisch sind. Nun aber zeigte sich Peter Schwämmels's schüchternes Gemüth, denn ängstlich erwoa er nun die Frage: Was wird die Wirthin dazu sagen? Und mit ihr zu reden, fand er nicht den Muth. Sie würde ihn gewiß auslachen wegen seiner Liebe zu dem Thier und ihm wohl gar, wenn er es unermüdet wiederbrächte, die Wohnung kündigen. Dieses Unheil wollte er keinesfalls heraufbeschwören. Aber schließlich mußte er sich doch zu einem Entschluß aufraffen. Der Bekannte hatte Gelegenheit, den Hund anderweitig zu verkaufen und verlangte nun von Herrn Schwämmel eine bestimmte Erklärung. So blieb ihm nichts übrig, als mit Frau Honig zu sprechen.

Mit kloppendem Herzen erwartete er am nächsten Morgen seinen Frühstückstasse.
Endlich kam er und die Zimmer-

wirthin mit ihm. So — nun mußte es heraus! Er nahm einen verzweifelten Anlauf, blieb aber schon beim ersten Laut steden; dann endlich begann er:
„Es ist eine recht heikle Sache, wegen der ich mit Ihnen sprechen wollte.“
Frau Honig sah ihn erwartungsvoll an, und da sie sah, daß sein Blick dem ihren nicht begehrte, sondern verlegen in allen Winkeln herumspazerte, ahnte sie wohl, daß es in der That eine recht heikle Sache sein mußte.
„Sehen Sie, Frau Wirthin, man kommt doch so allgemach in die Jahre, wo man anfängt, sich ein wenig einsam zu fühlen — hm — hm —“
Frau Lotte fühlte ein leichtes Roth in ihre Wangen steigen. Sie zapfte verlegen die Falten ihres Kleides glatt und zählte die hellen Flecke auf dem Teppichmuster.
Und dann fing er an zu reden, daß er doch eigentlich recht einsam sei und daß er oft genug nicht wisse, was er so allein den ganzen Tag über anfangen sollte, und wie er sich das so schön gedacht habe, wo ein hübsches und verständiges Geschöpf immer in seiner Nähe zu haben.
Frau Honig's Augen begannen förmlich zu strahlen. Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie mit abgewandtem Gesicht sagte:
„D, das ist hübsch von Ihnen, Herr Schwämmel, daß Ihnen das klar geworden ist!“
Peter Schwämmel bekam infolge dieser rückhaltlosen Zustimmung neuen Muth und fuhr fort:
„Ich habe mir das gründlich überleitet und bin überzeugt, daß ich nicht schlecht dabei fahre.“
„Ganz bestimmt nicht. Es ist sicher das allerbeste für Sie, Herr Schwämmel,“ hauchte die Zimmerwirthin.
Und da er nun schwieg und sich doch nicht so recht mit der Sprache herauswagte, fuhr sie fort:
„Und Sie haben sich... schon... ent... schieden?“
Dann wandte sie sich schnell ab und erwartete bebenden Herzens die Antwort, die sie beglücken sollte.
Und sie kam.
„Ja, liebe Frau!“ rief Herr Schwämmel muthig heraus, stand auf und blieb vor ihr stehen. „Ich habe mich entschlossen. Ich weiß, was ich thue. Gott, die Heirathen können auch nicht bedeutend sein, nicht wahr?“
Sie ergriff hastig seine Hand und drückte sie.
„Seien Sie unbesorgt, Herr Schwämmel! Ich will's schon einrichten.“
„D, Sie sind eine prächtige Frau!“ jubelte er auf. „Ich wußte es ja! Und Platz genug haben wir beide hier... ich bin zu glücklich, daß wir uns nicht zu trennen brauchen. Gab' mich so lange gefürchtet, es Ihnen zu gestehen! Wie töricht, nicht wahr? Aber ich hatte doch Angst, Sie würden nicht einwilligen! Meine Lotte...“
Weiter kam er nicht.
„Meine Lotte ist ein durchaus wohlgeartetes Thier,“ hatte er noch sagen wollen, aber da war ihm Frau Honig schon an die Brust gesunken und ein jubelndes:
„Peter! Mein einziger Peter! Ich habe Dich ja auch so lieb...“ klang ihm ins Ohr.
Schwämmel wußte anfänglich nicht, wie ihm geschah. Diesen Schluß seiner geschäftlichen Unterredung hatte er wirklich nicht erwartet; aber noch ehe er eigentlich zur Bestimmung gekommen war, füllte er ihre warmen Lippen und ihre weiche Hand, die ihn streichelte, und das that ihm so wohl, daß er es vorzog, noch ein Weichen in diesem Zustande zu verharren. Und Frau Lotte fuhr fort zu lächeln und zu weinen und ihm tausend Gelübde zuzuflüßern, wie sie ihn lieb habe und verheißeln wolle.
Das war zwar alles gegen das Programm, aber trotzdem gefiel's ihm, und schließlich, so fuhr es ihm durch den Kopf, ist eine Liebe der anderen werth, und so schlang er seinen Arm um ihre runderliche Gestalt und küßte sie einmal... zweimal... und, nachdem er erst auf den Gesichtsmack gekommen war, noch viel öfter.
Und dann nahmen sie auf dem Sopha Platz, saßen Hand in Hand nebeneinander, lächelten, schwagten, kosteten und waren veranlagt wie die kleinen Kinder, Herr Peter schließlich am allermeisten. Er machte durchaus nicht den Eindruck eines Menschen, bei dem alles ganz anders gekommen ist, als er beachtet hat.
Frau Lotte Honig, die bald darauf das gesetzliche Recht erhielt, sich Frau Lotte Schwämmel zu nennen, weiß heute noch nicht, daß er sich damals um eine ganz andere Lotte gehandelt hatte; aber von dieser anderen Lotte war nun nicht mehr die Rede.

Moderne Wohlfahrts-Einrichtungen.
Regierungspräsident (der einem Bürgermeister eines kleinen Landstädtchens Audienz ertheilt): Ich habe mit Vergnügen gehört, daß in letzter Zeit von Ihrer Heimath verschiedene gemeinnützige Einrichtungen geschaffen worden sind. Bürgermeister (Holg): Ja, Excellenz, seit die vielen Automobils durch's Städtchen kommen, haben wir 'nen Samariterverein gegründet, eine öffentliche Verbandsstelle haben wir eingerichtet, einen verdienstlichen Viehparator haben wir angefaßt, der Schugmann hat ein Fahrrad

bekommen, damit er den Automobils nachsehen kann, wenn's durchbrennen wollen, und das Kranthenhaus ist um 12 Betten erweitert worden!
Eine Mutterkritik.
Das Ideal einer Mutterkritik, die gründliche Sachkenntnis mit edlem Schwünge vereint, finden wir in der „Koswiger Zeitung“. Sie lautet: Die Räte des Jahrmartens und andere Veranstaltung, die das Portemonnaie stark in Anspruch nehmen, machten sich im Militärkonzert durch nur mäßigen Belust; recht demerbar. In das Programm können wir uns heute wegen Zeitmangel nicht verheften; es wurde ja aber durchgeführte und erntete so reichen Beifall, daß mehrere Zugaben gegeben wurden. Wir möchten in Bezug auf den heftigen Zeitmangel darum bitten, uns doch größere Interale tags vorher zu senden; zum Jahrmarkt ist der Andrang immer stark, und wenn wir auch leistungsfähig sind, so kann doch nicht mit der nöthigen Sorgfalt feierens der Seher gearbeitet werden, es geht Alles in Haß. Die „Koswiger Zeitung“ ist nicht bloß vorne und hinten lebenswerth, sondern auch in der Mitte; es ist Alles ehrliche Arbeit. Und darum bitten wir, sich die kleine Mühe zu machen und die Blätter gegeneinander zu schlagen.“ — Die Fachzeitschrift „Die Redaktion“ drückt mit Recht diese Kritik ab. Es ist wohlthuend, zu wissen, daß es denn doch noch Kritiker gibt, die nicht verrotzt sind.

Rasch oder langsam essen.
Ob der Mensch rasch oder langsam isst, ist auf die Verdaulichkeit der Nahrung und das Wohlbefinden des Menschen von großem Einfluß. Wird zu rasch gegessen, so wird die Speise meistens nur unvollständig zerkleinert und eingepreißelt, oder auch zu früh hinuntergeschluckt. Die unvollständige Zerkleinerung hat aber zur Folge, daß die Nahrungsmittel weniger gut von den Verdauungsmitteln durchdrungen, also weniger rasch und weniger vollständig verdaut werden, und daß noch der Mahlzeit leicht Magenbeschwerden auftreten.
Dies sollen sich alle Menschen merken, namentlich aber diejenigen, welche aus irgend einem Grunde an Empfindlichkeit der Verdauungsorgane leiden, eine Disposition für Magen- oder Darmkatarrh besitzen, und solche, deren Zähne in erheblichem Maße beschaffen worden sind. Diese Leiden werden durch sorgfame Zerkleinerung auf dem Zeller erleichtert, was ihre Zähne nicht mehr zu leisten im Stande sind.
Die Frage, ob es richtig ist, während der Mahlzeit Getränke zu sich zu nehmen, löst sich dahin beantwortet, daß ein reichlicher Genuß derselben unzulässig ist.
Es giebt zwar Menschen, welche während des Essens oder unmittelbar nach demselben große Mengen Wasser trinken und sich ganz gut dabei befinden; im Allgemeinen sind dies Ausnahmen. In der Regel beobachtet man vielmehr bei solchem Verhalten der Menschen Reizung zu Magentatarrhen und Verdauungsbeschwerden.
Wahrscheinlich hängt dies damit zusammen, daß die reichliche Zufuhr von Wasser die Concentration des Magensaftes zu sehr herabsetzt, ihn zu sehr verdünnt und so den Anlaß zu nicht normalem Ablauf der Magenverdauung giebt.
Am nachtheilichsten wirkt das reichliche Trinken von Wasser beim Genuß von Eiern; es tritt dann sehr leicht Schmerz in der Magenenge und Aufstößen häufig riechender Gase ein.
Es ist aber auch nicht einzeln, was man trinkt. Nohlenläure fördert die Absorption von Magensaft; deshalb kann man tobenlaures Wasser gefastten. Die Zufuhr von Bier soll auf den Magen ungünstig einwirken, daher würde man vom Genuß des Bieres bei oder bald nach der Mahlzeit abtathen müssen. Dagegen bringen mäßige Mengen Wein bei der Verdauung keinen Schaden. Nach dem Genuß fetter Speisen und unmittelbar vor der Mahlzeit genommen, wirkt Wein direkt kühlend ein.
Dasselbe gilt in Bezug auf den Genuß fetter Speisen auch von dem mehr Alkohol enthaltenden Getränken, dem Cognac, Rum, Arrac, natürlich nur in mäßigen Mengen.
Eine weitere belangreiche hygienische Forderung ist die, daß der Essende sich geistig nicht anspannt; dies muß deshalb vermieden werden, weil die gleichzeitige erhöhte Athmigkeit zweier wichtiger Organe (Gehirn und Magen) nachtheilig wirkt und die bei Gehirnanstrengung eintretende Blutüberfüllung des Gehirns den Säftestrom vom Verdauungsapparate ablenkt.
Selbstverständlich soll damit keineswegs gelagt sein, daß während der Mahlzeit der Geist ganz ruhen muß; es wird nur verlangt, daß er sich nicht anstrengt.
Nach nothwendiger für den normalen Verlauf der Verdauung ist es, daß der Essende von geistigen Aufregungen verschont bleibe. Ärger, Jörn und Schred wirken erfahrungsgemäß ungemein nachtheilig auf die Verdauung ein; daselbst gilt aber auch von unverhoffter großer Freude. Es ist deshalb nöthwendig, daß man sich nicht eher zu Tisch bezieht, als bis die heftigen Einbride und Wallungen sich gemäßig haben, und daß man dem Essenden Aufregungen jeder Art erspart.